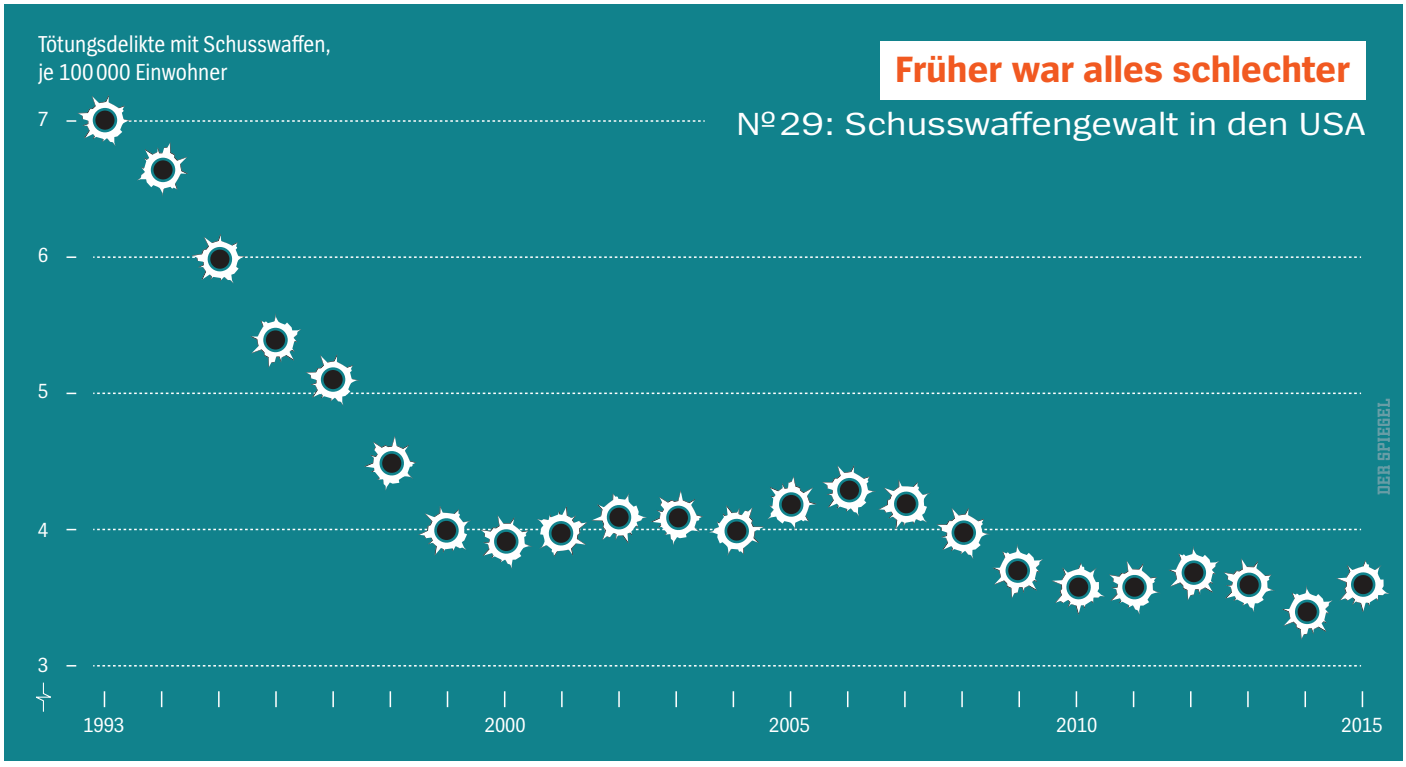


Die Schusswaffengewalt in den USA sinkt. Für diesen Satz gilt: Einerseits sind die Leute vom Gegenteil überzeugt, andererseits ist es noch immer furchtbar. Die Zahl der Tötungsdelikte durch Schusswaffen in den USA stieg während der Sechzigerjahre stark an und erreichte 1993 einen Höhepunkt mit 7 Todesopfern pro 100 000 Einwohnern. Bis zur Jahrtausendwende sank dieser Wert um fast die Hälfte auf 3,8. Danach verlangsamte sich der Rückgang und lag 2015 bei 3,6. Das entspricht einem Total von rund 12 000 Opfern. Mehr als die Hälfte aller Amerikaner waren jedoch gemäß einer Umfrage der Überzeugung, dass die Zahl der Schusswaffenopfer in den vergangenen 20 Jahren gestiegen sei. Auch wenn sich die Debatte vor allem um Amokläufe dreht, sind solche Massenmorde mit mehr als 3 Toten im Schnitt für weniger als ein halbes Prozent der jährlichen Opfer verantwortlich. Dass auch die Polizeigewalt gegen Schwarze – die andere große Debatte – letztlich nur einen geringen Anteil der Opfer ausmacht, macht diese nicht minder skandalös, denn die Schusswaffengewalt in den USA ist unbestreitbar auch ein Rassismusproblem. Für schwarze junge Männer ist die Wahrscheinlichkeit, erschossen zu werden, fünfmal so hoch wie für weiße. Und dreimal so hoch wie für Weiße ist das Risiko für Schwarze, von Polizisten getötet zu werden (Lesen Sie dazu auch „Obamas Tragödie“, Seite 88). Insgesamt betrachtet ist die Schusswaffentötungsrate der USA, wiewohl sinkend, mit 3,6 immer noch um ein Vielfaches höher als in allen anderen hoch entwickelten Ländern. Sie liegt im angrenzenden Kanada mit 0,38 bei einem Zehntel, in Deutschland bei einem Fünfzigstel (0,07). guido.mingels@spiegel.de

Fortpflanzung

Warum mögen Väter lieber Söhne, Frau Bobrow?

Emily Bobrow, 38, amerikanische Publizistin, arbeitet an einem Buch über die Auswirkungen des Geschlechts von Kindern auf die Haltbarkeit der Ehen ihrer Eltern.

SPIEGEL: Haben Sie Brüder, Frau Bobrow?
Bobrow: Nein, ich bin eine von drei Töchtern. Gut möglich, dass mein Vater enttäuscht ist, keinen Sohn zu haben. Ich fand Studien, die den starken Wunsch von Männern nach Söhnen bestätigen. Statistiken, die besagen, dass Männer eher heiraten, wenn die Frau einen Jungen erwartet. Und dass Ehen mit Söhnen signifikant länger halten als solche mit Töchtern.
SPIEGEL: Woran liegt's?
Bobrow: Kinder sind heute Luxusgüter, kein wirtschaftliches Investment mehr wie früher. Eltern wünschen sich Kinder, die sie verstehen. Väter suchen nach einer Art Mini-Ich, nach kleinen Ebenbildern, die ähnlich ticken wie sie.
SPIEGEL: Spielen auch Urinstinkte eine Rolle? Dass Männer ihren Samen breit streuen wollen, was durch


MICHAEL SOHN / DDP IMAGES

männliche Nachkommen gewährleistet wäre?
Bobrow: Das auch, besser belegen lassen sich aber psychologische Motive. Zum Beispiel sagen Mütter oft, dass sie bei ihren Männern bleiben, weil sie fürchten, eine Trennung könnte den Söhnen schaden. Denn Söhne sind ab einem gewissen Alter rebellisch, lassen sich wenig sagen.
SPIEGEL: Widerspenstige Söhne sind also eine Art Kleister für die Ehe?
Bobrow: Kann man so sagen. Väter von Söhnen sind außerdem im Schnitt hilfsbereiter im Haushalt, das macht sie zu besseren Partnern.
SPIEGEL: Sie beschreiben auch, dass Väter mit Söhnen 40 Minuten mehr Zeit verbringen als mit Töchtern. Am Tag wohlgemerkt.
Bobrow: Faszinierend, oder? Und was glauben Sie, machen Väter mit ihren Söhnen in diesen 40 Minuten? Nicht etwa Hausaufgaben. Sie machen Sport mit ihren Söhnen und schauen Fernsehen, Dinge, die sie selbst gern tun. fio